

BEIHEFTE ZUR
ZEITSCHRIFT FÜR ROMANISCHE PHILOGIE

BEGRÜNDET VON GUSTAV GRÖBER
FORTGEFÜHRT VON WALTHER VON WARTBURG
HERAUSGEGEBEN VON KURT BALDINGER

Band 172

OTTO GSELL

Gegensatzrelationen
im Wortschatz
romanischer Sprachen

Untersuchungen
zur lexikalischen Struktur des Französischen, Italienischen,
Rumänischen und Spanischen



MAX NIEMEYER VERLAG TÜBINGEN

1979

Als Habilitationsschrift auf Empfehlung des Philosophischen Fachbereichs II der Universität Würzburg gedruckt mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft.

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Gsell, Otto:

Gegensatzrelationen im Wortschatz romanischer Sprachen : Unters. zur lexikal. Struktur d. Franz., Italien., Rumän. u. Span. / Otto Gsell. – Tübingen : Niemeyer, 1979.

(Zeitschrift für romanische Philologie : Beih. ; H. 172)

ISBN 3-484-52078-7

ISBN 3-484-52078-7

- © Max Niemeyer Verlag Tübingen 1979
Alle Rechte vorbehalten. Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es auch nicht gestattet, dieses Buch oder Teile daraus auf photomechanischem Wege zu vervielfältigen. Printed in Germany
Satz und Druck: Allgäuer Zeitungsverlag GmbH, Kempten

Inhaltsverzeichnis

A. Theoretischer Teil	
I. Einführung	3
1. Stellenwert der Gegensatzrelationen in der Forschung; Kritik der «klassischen» Semantik (§§ 1-15)	3
2. Wortinhaltsbegriff und strukturelle Prinzipien der neueren Seman- tik (§§ 16-25)	13
3. Gegensatzrelationen in der Logik (§§ 26-27)	20
II. Zum Stand der Forschung	24
1. Nichtstrukturelle Ansätze (§§ 28-40)	24
2. Strukturelle Ansätze (§§ 41-75)	34
III. Wege und Probleme der Beschreibung lexikalischer Gegensatzrelationen	
1. Fragen der Definition und Analyse (§§ 76-99)	60
2. Kontextabhängigkeit lexikalischer Gegensätze (§§ 100-104)	73
3. Mehrseitige Gegensätze (§§ 105-120)	76
4. Gegensatzrelationen und Wortableitung (§§ 121-126)	88
B. Deskriptiver Teil	
I. Aufgabenstellung und Materialbasis (§§ 127-140)	95
II. Quantitativer und onomasiologischer Überblick	105
1. Quantitative Beobachtungen (§§ 141-146)	105
2. Semantische Lagerung (§§ 147-153)	110
III. Gegensatzrelationen beim Adjektiv	115
1. Allgemeines (§§ 154-171)	115
2. Grad- und Quantitätsantonymie (§§ 172-178)	129
3. Gegensatzrelationen bei «absoluten» Adjektiven (§§ 179-186)	133
4. Wertungsantonymie (§§ 187-200)	138
5. Sondergruppen; morphosyntaktische Erscheinungen (§§ 201-215)	149
6. Kontrastive Beobachtungen (§§ 216-218)	158
IV. Gegensatzrelationen beim Verb	161
1. Allgemeines (§ 219)	161
2. Antonymie bei Vektorverben (§§ 220-226)	161
3. Antonymie bei skalenbezogenen Verben (§§ 227-228)	165
4. Antonymie bei transformativen Verben (§§ 229-238)	166
5. Wertungsgegensätze (§§ 239-240)	174
6. Negationsbedingte Antonymie (§§ 241-244)	175
7. Komplenyrie (§§ 245-247)	178
8. Konversität (§ 248)	180
9. Ableitung und Gegensatzbildung (§ 249)	180
10. Kontrastive Beobachtungen (§§ 250-252)	181
V. Gegensatzrelationen beim Substantiv (§§ 253-260)	184

C. Zusammenfassung und Ausblick	
1. Zusammenfassung (§§ 261–268)	191
2. Beziehungen zur Stilistik (§ 269)	194
3. Beziehungen zur Lexikographie (§§ 270–272)	195
4. Beziehungen zur Psychologie und Fremdsprachenvermittlung (§§ 273– 279)	198
Anhang: Anteile des gegensatzfähigen Wortschatzes an der Nomenklatur der Frequenzwörterbücher von Juilland	204
Literaturverzeichnis	208
Namens- und Sachregister	215

A. THEORETISCHER TEIL

I. Einführung

1. Stellenwert der Gegensatzrelationen in der Forschung; Kritik der «klassischen» Semantik

1. Obwohl die Existenz von Wortpaaren oder Wortgruppen, zwischen deren Gliedern inhaltliche Gegensätze bestehen, seit jeher bekannt und auch dem «naiven» Sprecher absolut geläufig ist, ja mit einiger Wahrscheinlichkeit zu den sprachlichen Universalien gerechnet werden kann¹, hat die Sprachwissenschaft bis in die jüngste Zeit sich kaum mit dem Phänomen der Bedeutungsgegensätze im Wortschatz unserer Sprachen befaßt. Erst in den letzten 10–15 Jahren ist eine gewisse Hinwendung der Semantik zu diesem Typ lexikalischer Relationen zu verzeichnen, vor allem unter theoretischen Gesichtspunkten. Dennoch vermerkt eines der neueren Handbücher der Semantik noch zu Recht: «Hier bleibt für die Forschung noch ein weites Feld, da die Antonymie ... noch bei weitem nicht soviel Aufmerksamkeit erfahren hat wie beispielsweise die Synonymie» (Schifko 1975 S. 42).

2. Der Terminus «Antonymie» wurde in der älteren, vor allem historisch orientierten Semantik zwar gelegentlich gebraucht (z. B. in Nyrop 1913 S. 43ff.), bezeichnete dort aber einen sehr speziellen Sonderfall des Inhaltsgegensatzes und zugleich der Polysemie, bei dem zwei Bedeutungen ein und desselben Wortes als gegensätzlich empfunden werden, also Fälle wie frz. *louer* «in Miete nehmen» vs. «in Miete geben», *hôte* (it. *ospite*, sp. *huesped*) «Gastfreundschaft Gewährender» vs. «Empfangender». Diese Erscheinung war schon den antiken Philologen unter dem Namen *voces mediae* (*ambiguae*) bekannt gewesen², zu denen etwa lat. *ferre* in *tributum ferre* «abliefern» vs. *praemium ferre* «davontragen» gehörte, oder auch *altus* in *arbor alta* «hoch» vs. *radix alta* «tiefreichend», also Wörter, die eine lineare Bewegung oder

¹ Vgl. Lyons (1963) S. 79: «... my conviction that incompatibility (and doubtless, antonymy) and hyponymy may be regarded as universal and essential.»

Martin (1973) S. 51: «Dire que, par ses origines, l'antonymie appartient à la composante universelle du langage serait sans doute une généralisation hâtive, mais que l'on aurait tort de considérer comme absurde.»

Zum bewußten Einsatz der Antonymie in einer Art Geheimsprache bei australischen «aboriginals» vgl. Kenneth Hale, «A note on a Walbiri tradition of antonymy», in: Steinberg-Jakobovits (1971) S. 472–482.

² Nach Kronasser (1968) S. 184ff.

Ausdehnung bezeichnen, deren Richtung erst vom Standpunkt des Betrachters festgelegt wird (vgl. dt. «Der Bach ist nur bei *Hochwasser tief*»). Den Typ *hospes/hôte* erläutert Kronasser in seinem *Handbuch der Semasiologie* als ursprünglichen Oberbegriff (Hyperonym) zu den reziproken sozialen Rollenbezeichnungen «Gast» und «Gastgeber» (rum. *oaspete, musafir : gazdă*): «gr. ξένοσ, lat. hospes bezeichnen Mitglieder eines Personenkreises, die einander Unterkunft und Verpflegung zu gewähren verpflichtet waren, wenn sie auf Reisen gingen» (1968 S. 86). Ähnliches gilt für gr. δαίμόνιος, lat. *sacer*. Dem eben skizzierten Phänomen des Gegensinns, das wohl als Kuriosum ein gewisses Interesse erwecken mochte, sind auch zwei Arbeiten zum Schweizerdeutschen bzw. Englischen sowie eine Studie Leo Spitzers zur romanischen Wortbildung gewidmet³.

3. Die Vernachlässigung der Gegensatzrelationen in der Sprachwissenschaft ist natürlich nicht etwa darauf zurückzuführen, daß der Forschung bis in die sechziger Jahre ihre Existenz verborgen geblieben wäre. Albert Carnoy etwa gesteht in seiner *Science du mot* (1927) der Antonymie eine erhebliche Bedeutung vor allem für die Bestimmung des Wortinhaltes zu⁴, und auch in Stephen Ullmanns *Principles of Semantics* (1963) tauchen die Termini *antonym, antonymous* in den verschiedensten Zusammenhängen auf⁵, freilich ohne je selbst in den Blickpunkt zu treten. Offensichtlich sah man die Antonymie nicht als mögliches oder geeignetes Untersuchungsobjekt für die Semantik an. Diese Mißachtung mochte im Einzelfall unterschiedliche Ursachen und Voraussetzungen haben; eine erhebliche Rolle spielte in diesem Zusammenhang sicherlich der absolute Primat der historischen Fragestellung vor der deskriptiven: lexikalische Bedeutung interessierte insofern, als sie zum besseren Verständnis des Bedeutungswandels beitrug⁶. Man konnte auch die Gegensatzrelation für allein auf wechselseitiger Negation ihrer Terme beruhend und damit für unergiebig erachten, oder sie unter dem Aspekt der assoziativen Verknüpfung gegensätzlicher Begriffe eher der Psychologie als der Sprachwissenschaft zur Erklärung zuweisen, wie dies zumindest der Tendenz nach in Charles Ballys *Traité de stylistique française* (I) von 1909 anklingt: «... par un besoin essentiellement logique, il (= l'esprit) cherche à former, en regard de chaque notion abstraite, un mot

³ Zum Schweizerdeutschen Szadowski (1924); zum Englischen Cerutti (1957); zum Romanischen Spitzer (1921). Vgl. ferner Abel (1884), wo der Gegensinn zum lexikalischen Bildungsprinzip der «Ursprache» erhoben wird. Das *Diccionario de términos filológicos* von Fernando L. Carreter, Madrid 2/1962 S. 49 führt als einziges modernes Werk diesen früheren Sinn des Terminus «Antonymie» noch auf.

⁴ Carnoy (1927) S. 192–204; vgl. auch unten § 273.

⁵ Z. B. S. 110, 112, 120, 228, 306.

⁶ Typisch dafür sind Werke wie: Hans Sperber, *Einführung in die Bedeutungslehre*, Bonn 3/1965; Kronasser (1968); Ernst Gamillscheg, *Französische Bedeutungslehre*, Tübingen 1951.

désignant la notion contraire» (S. 40) und: «Cette opposition d'idées logiques et simples est un trait naturel de notre esprit; c'est au fond le seul moyen que nous ayons de fixer et de définir nos perceptions; c'est une forme de cette relativité qui conditionne (et entrave) toutes les opérations de notre esprit» (S. 114).

4. Die Hauptursache für die beharrliche Vernachlässigung lexikalischer Relationen im allgemeinen und der Gegensatzrelationen im besonderen durch die Sprachwissenschaft ist jedoch keineswegs akzidenteller Natur noch ist man bei ihrer Ergründung auf Hypothesen und Konjekturen angewiesen. Jenes «Nicht-Wahrnehmen» einer doch so augenfälligen Erscheinung ist vielmehr eine direkte Konsequenz der bis weit in die sechziger Jahre unseres Jahrhunderts fast alleinherrschenden zeichentheoretischen Grundlagen der Wortsemantik (soweit der Ausdruck «herrschend» angesichts der bis dahin verbreiteten Skepsis gegen jede Art von systematischer Semantik erlaubt ist⁷). An erster Stelle ist hier das Zeichenmodell Ferdinand de Saussures zu nennen, das in der Formulierung durch seine Schüler im *Cours de linguistique générale* maßgebliche Bedeutung erlangt hat. Diesem Modell zufolge wird das *signe linguistique* durch die wechselseitige Evokation von *concept* und *image acoustique* konstituiert⁸. Daß dem bei Saussure der Begriff der *valeur* gegenübersteht⁹, ist eine der Antinomien des *Cours* (die viel zu seiner Fruchtbarkeit und fortdauernden Aktualität beigetragen haben), eine Antinomie, die im Text selbst konstatiert wird: «Tout se passe entre l'image auditive et le concept, dans les limites du mot considéré comme un domaine fermé, existant pour lui-même. Mais voici l'aspect paradoxal de la question: d'un côté, le concept nous apparaît comme la contre-partie de l'image auditive dans l'intérieur du signe, et, de l'autre, ce signe lui-même, c'est-à-dire le rapport qui relie ses deux éléments, est aussi, et tout autant la contre-partie des autres signes de la langue» (S. 158f.). Saussure versucht offenbar dieses «Paradox» aufzulösen, indem er *valeur* auf die Grundrelationen von Ähnlichkeit und Kontrast reduziert und diesen Begriff damit auf eine qualitativ andere Ebene hebt als die der Bedeutung; *valeur* und *signifié* stellen sich im *Cours* als inkommensurable Größen dar. Wenn darum ein Satz wie der folgende: «Son (= eines Wortes) contenu n'est vraiment déterminé que par le concours de ce qui existe en dehors de lui» (S. 160) die Tür zu einer strukturellen Betrachtung des Wortinhalts weit aufzutun scheint, so führt gleich der nächste Satz wieder weg davon: «Faisant partie d'un système, il est revêtu, non seulement d'une signification, mais aussi et surtout d'une valeur, et c'est tout autre chose»¹⁰.

⁷ Zur sog. Bedeutungsfeindlichkeit vgl. zuletzt Geckeler (1971) S. 23–40.

⁸ Ferdinand de Saussure, *Cours de linguistique générale*, Paris 1916 u. ö., S. 98f.

⁹ Vgl. *Cours* S. 158–160.

¹⁰ Hervorhebung von uns.

Bei Antoine Meillet, der neben Bally zweifellos Saussures größter und einflußreichster Schüler gewesen ist (Schüler hier nicht im engeren Sinn als <Angehöriger der Genfer Schule>), findet sich die eben festgestellte Antinomie in unveränderter Form wieder. Meillet, von dem das Wort stammt «La langue est un système rigoureusement agencé où tout se tient»¹¹, schreibt an anderer Stelle: «Chaque mot existe pour ainsi dire isolément»¹².

5. Im übrigen ist bei Saussure das sprachliche Zeichen mit aller Deutlichkeit als «entité psychique» (S. 99) definiert und damit zunächst ausgeschlossen von der in der Einführung des *Cours* (S. 23–25) geforderten Emanzipation der Sprachwissenschaft von den übrigen Humanwissenschaften durch die Konzentration auf die *langue* als den allein ihr zugänglichen Forschungsgegenstand. Demzufolge wird jener Typ von Relationen, unter den auch Inhaltsgegensätze fallen, von Saussure als «rapports associatifs» bezeichnet, also wiederum in der Psyche des einzelnen Sprechers lokalisiert: «... leur siège est dans le cerveau; elles font partie de ce trésor intérieur qui constitue la langue chez chaque individu» (S. 171). Wir verstehen im Rückblick nun besser, wieso Charles Bally in der direkten Nachfolge Saussures seine «contraires» als eine von der Struktur des menschlichen Denkens bedingte, aber nicht eigentlich sprachliche Gegebenheit darstellt.

6. Es ist unbestritten, daß in der Folgezeit der linguistische Strukturalismus diese Abhängigkeit von der Psychologie überwunden hat, etwa indem er den Begriff der assoziativen Beziehung in den freilich engeren der paradigmatischen Beziehung des <Statteninander> umgeformt hat. Auf dem Gebiet der lexikalischen Semantik hingegen hat sich bis hin zu St. Ullmanns heute noch weithin maßgeblicher Synthese nichts an den beiden <strukturfeindlichen> Prinzipien der Saussureschen Zeichentheorie geändert: die isolierte Betrachtung des Einzelwortes rechtfertigt sich aus der von Ullmann ausdrücklich bestätigten «Autonomie des Wortes»¹³ und der Status des Wortinhalts als psychischer Größe wird auch in dem zum semantischen Dreieck erweiterten Zeichenmodell bei Ogden-Richards wie in ihrem Gefolge bei Ullmann uneingeschränkt beibehalten: «Both the words and their senses are engrams¹⁴; they are both psychical phenomena. The *langue* system is itself psychical: «la langue» is a system of symbol-engrams stored in the minds of members of the speech-community» (1963 S. 28). Der Umweg, auf dem Ullmann der Abhängigkeit von der Psychologie entgehen will, indem er allein

¹¹ Meillet (1936) S. 158; vgl. *Cours* S. 159: «... la langue est un système dont tous les termes sont solidaires».

¹² Meillet (1921) S. 84.

¹³ Ullmann (1963) S. 43ff.

¹⁴ Ullmann (1963) S. 27: «*Engram*: «the residual trace of an adaptation made by the organism to a stimulus.» Ullmann übernimmt diesen Terminus von Ogden-Richards.

die Beziehung zwischen Lautkörper («name») und Bedeutung («sense») zum Gegenstand seiner «functional definition of meaning» (S. 72) macht, ändert nichts daran, daß diese Beziehung ja doch auf einer als psychisch definierten Größe, eben dem «sense» beruht¹⁵.

7. Aber auch die Erweiterung des bilateralen Zeichenmodells bei Saussure zum Dreieck der «klassischen» Semantik birgt Implikationen, die einer systemhaften Betrachtung des Wortschatzes im Wege stehen. Dem Dreiecksmodell zufolge wird die Wortbedeutung determiniert durch ihren Bezug auf das außersprachlich Bezeichnete (Denotatum, Referent), der ja für die notwendige intersubjektive Übereinstimmung der «Engramme» bei den Teilhabern einer Sprachgemeinschaft Voraussetzung ist und damit die kommunikative Funktion einer Sprache ermöglicht¹⁶. Der Referenzbezug ist aber nur bei Eigennamen (die Ullmann gerade *nicht* auf das Dreiecksmodell angewendet wissen will, vgl. 1963 S. 73) und beim individualisierenden Gebrauch von Gattungsnamen in der Rede (z. B. in *j'ai lavé la voiture*) eindeutig und unmittelbar vorgegeben, so wie wir es aufgrund des Modells erwarten können, und selbst hier ließen sich noch Einschränkungen machen, wenn man an das berühmte Fregesche Beispiel von «Morgenstern» und

¹⁵ Kritik an Ullmanns Fassung des Wortinhalts als «psychologisch» üben auch Lepschy (1965) S. 50; Leisi (1971) S. 115; vgl. Leisi (1974) S. 35: «Nach der mentalistischen oder traditionellen Definition, die sich in vielen Werken mehr oder weniger variiert findet (am klarsten wohl bei Ogden/Richards und de Saussure) geschieht der Bezug zwischen der Lautgestalt und den Gegenständen durch einen Gedanken: der Mensch – vereinfacht formuliert – besitzt einen Begriff oder ein inneres Bild «des Turmes» schlechthin. Bedeutungslehre wäre demnach die Lehre von diesen Begriffen, inneren Bildern oder Gedanken.»

¹⁶ Das Dreiecksmodell hat im übrigen den Nachteil, den Eindruck zu erwecken, als stünde der Referent in einem direkten Bezug (= durchgezogene Linie) nicht zum Zeichen als Ganzem, sondern nur zum Signifikat. Es zerreißt also die von Saussure so nachdrücklich etablierte Einheit des *signe linguistique* und verdeckt die Tatsache, daß das Signifikat auf einer höheren Abstraktionsstufe steht als das Zeichen und der Referent, die beide unmittelbar identifiziert werden können. Auch wenn also das semantische Dreieck nach Ullmanns Worten (1963 S. 73) nicht mehr und nicht weniger besagt, als daß keine direkte Beziehung zwischen Ausdruck und Referent besteht, bietet es sich doch für Über- und Fehlinterpretationen an; vgl. dazu § 16 zum Status des Signifikats in der klassischen und der neueren Semantik. Auch die Kritik Émile Benvenistes am Begriff der Arbitrarität des Zeichens läßt sich in diesen Zusammenhang stellen: «Entre le signifiant et le signifié, le lien n'est pas arbitraire; au contraire, il est nécessaire . . . Ce qui est arbitraire, c'est que tel signe et non tel autre, soit appliqué à tel élément de la réalité, et non à tel autre.» («*La nature du signe linguistique*», in *Problèmes de linguistique générale*, Paris 1966 S. 51f.) In letzter Konsequenz läuft Benvenistes Argumentation auf die Unmöglichkeit hinaus, das sprachliche Zeichen als bloßes Band zwischen Ausdruck und Inhalt, d. h. als *Form* darzustellen, wie dies Hjelm-slev und wohl auch Saussure vorschwebte. Für Benveniste ist das Zeichen konstituiert durch die «*consubstantialité*» von Ausdruck und Inhalt, d. h. unter Einbeziehung der Substanz.

«Abendstern» denkt, die beide denselben Referenten haben. In der Sprache (*langue*) ist der Referent aber im günstigsten Fall eine *Klasse* von Objekten, und diese Klassen sind bekanntlich nicht einfach außersprachlich vorgegeben, sondern ihre Grenzen werden von Sprache zu Sprache verschieden gezogen. Wenn wir daraus den Schluß ziehen, daß die Klassifizierung der Umweltphänomene eine Leistung der Sprache ist, so müssen wir zugleich feststellen, daß das Dreiecksmodell hierzu nichts aussagen kann. Es mag verdeutlichen, wie ein Wort in seinem Gebrauch *funktioniert*, aber es zeigt nicht, wie sich sein Inhalt *konstituiert* und in seinem Umfang definiert.

8. Wir sind bis jetzt davon ausgegangen, daß der Referent eines Wortes eine Klasse von mehr oder weniger wohlgeschiedenen Objekten der außersprachlichen Welt sei, also vom sogenannten konkreten Wortschatz, der durch Substantive, mit Einschränkungen auch durch Verben, vertreten ist. Es ist sicher kein Zufall, daß in und außerhalb der Sprachwissenschaft, wo immer das Wort und seine Bedeutung diskutiert werden, stets solche «Benennungen» von Konkreta, also etwa *Baum* (Saussure), *Tisch* (Ullmann)¹⁷, *Turm* (Leisi) usf., als Beispiel gewählt werden. In diesem Bereich des Wortschatzes kann man in etwa davon ausgehen, daß der Wortinhalt gleichbedeutend ist mit den außersprachlichen Merkmalen der bezeichneten Referentenklasse, daß also zwischen «Bedeutung» (Intension) und Referent (Extension) gewissermaßen ein Abbildungsverhältnis im Maßstab 1 : 1 besteht¹⁸. Hinweise darauf, inwieweit ein Wortinhalt außersprachlich vorgezeichnet oder sprachimmanent abgegrenzt ist, liefert etwa der Grad der semantischen Isomorphie eines Wortes mit seinen Entsprechungen in anderen Sprachen, vgl. *Baum* – *tree* – *arbre* – (rum.) *copac/arbore/pom*. Ein 1 : 1-Verhältnis wie das eben erwähnte muß sicherlich nicht zwangsläufig vorliegen; auch innerhalb einer einzigen Sprache kann bekanntermaßen ein und dieselbe Referentenklasse unter verschiedenen Aspekten, d. h. nach verschiedenen Merkmalen klassifiziert werden, wie z. B. frz. *reins/rognons*¹⁹.

Erst recht problematisch wird eine ausschließlich auf den Referentenbezug angewiesene Bedeutungsbestimmung aber im Bereich des abstrakten Wortschatzes. Wörter wie *justice*, *beau*, *chaud* besitzen ja keinen Referenten im Sinne von Ullmanns «thing-meant», sondern nur einen mehr oder weniger bestimmten Bereich der Anwendbarkeit auf außersprachliche Sachver-

¹⁷ Ullmann (1963) S. 71 setzt stillschweigend «thing-meant» für das abstraktere «referent», als ob Wörter sich immer auf Einzeldinge beziehen müßten.

¹⁸ In diesem Sinne würde sich die in Geckeler (1971) S. 429 aufgestellte Alternative erübrigen: «Die Tatsache, daß Gipfer für Sitzmöbelbezeichnungen dieselben unterscheidenden Merkmale aufführt wie Pottier für das Französische, könnte einmal den Schluß nahelegen, daß wirklich die Objekte beschrieben werden und nicht die sprachlichen Verhältnisse, oder aber . . ., daß beide Sprachen in diesem Sektor des Wortschatzes eine weitgehend analoge Struktur aufweisen.»

¹⁹ Coseriu (1970) S. 45 spricht hier von «multipler Bezeichnung»; vgl. auch ebd. S. 17f.

halte, abgesehen von der Möglichkeit, daß in einer Sprachgemeinschaft zwar über den Inhalt eines Wortes eine gewisse Übereinstimmung herrschen kann, nicht aber über die Existenz entsprechender außersprachlicher Referenten, wie z. B. bei *péché, diable*²⁰. Eine rein referentielle Zeichendefinition würde also dem Adjektiv *chaud* nicht ohne weiteres den Status eines Wortes zuerkennen dürfen, wohl aber müßte sie das tun bei einem Syntagma *lit chaud et douillet*, dem sich ja ohne weiteres Denotata der physischen Welt zuordnen lassen, in dem das Adjektiv aber nur die Rolle eines spezifizierenden Merkmals spielt.

9. Es geht uns hier nicht darum, einer Semantik ohne Bezug zu außersprachlichen Gegebenheiten das Wort zu reden. Eine rein differentielle, oder in Saussures Worten, negative und oppositive Bestimmung des Wortinhalts kann ebenso wie die inzwischen wieder aufgegebene Vorstellung einer rein kontextuellen Bedeutungsdefinition («die Bedeutung eines Wortes ist gleich seiner Distribution») letzten Endes nur zirkular sein, m. a. W. die eine Unbekannte durch eine andere definieren. In unserem Zusammenhang interessiert vielmehr die Feststellung, daß ein rein referentielles Zeichenmodell einseitig auf den «konkreten» Benennungsbereich des Wortschatzes ausgerichtet ist. Gerade dieser Bereich der Taxonomien und Nomenklaturen ist aber, wie etwa Coseriu feststellt²¹, relativ am wenigsten strukturiert. Umgekehrt wird der abstrakte Wortschatz, dessen Inhalte viel stärker sprachimmanent bestimmt und in entsprechend hohem Maße von Relationen wie der Antonymie betroffen sind, durch eine referentielle Bedeutungsdefinition de facto zur Seite geschoben; in der strukturellen Semantik hingegen ist er zum bevorzugten Arbeitsfeld der Beschreibung geworden.

Damit haben wir drei Faktoren bestimmt, die die «klassische» lexikalische Semantik bis hin zu Ullmann grundsätzlich als wenig offen und wenig geeignet für die Erforschung von Inhaltsbeziehungen zwischen verschiedenen Wörtern erscheinen lassen: es sind dies 1. ihre mentalistische Zeichenkonzeption; 2., als Konsequenz hieraus, ihre Betonung der semantischen Autonomie des Wortes, die man allenfalls durch den Kontext, also in der *parole*, nicht im System der *langue* für eingeschränkt erachtet²²; endlich 3. die Verabsolutierung des Bezugs zum außersprachlichen Referenten als einziger Basis des «Sinns», also des Wortinhalts.

10. Die einzigen Wortschatzrelationen, mit denen sich die klassische Semantik ausdrücklich auseinandersetzt, ergeben sich für sie zwangsläufig, als Sonderfälle, um nicht zu sagen pathologische Anomalien, aus ihrem Modell des

²⁰ Vgl. Lyons (1969) S. 424–426, 434.

²¹ Coseriu (1963) S. 16f. Am verbreitetsten sind in diesem Bereich Hyponymierelationen, wofür das gleiche Werk S. 65 mit der Hierarchie von rum. *fină – făptură – dobitoc – vită – bou* ein gutes Beispiel liefert.

²² Zur Rolle des Kontexts bei Ullmann vgl. (1963) S. 60–65; (1969) S. 94–100.

«normalen» Wortes, in dem ein einziger Ausdruck einem einzigen Inhalt zugeordnet ist und umgekehrt. Es sind dies die Relation des mehrfachen Ausdrucks eines Inhaltes (der damit unbemerkt einen onomasiologischen Status als «Begriff» über den Einzelzeichen erhält), also gemeinhin Synonymie genannt²³, und die Relation des «mehrfachen Inhalts» zu einem einzigen Ausdruck in Gestalt der Homonymie bzw. Polysemie.

11. Freilich wird die Synonymie meist nur in die semantische Theorie aufgenommen, um sogleich wieder als faktisch nicht nachweisbar in das Reich der Einhörner und weißen Hirsche verwiesen zu werden: «It is hard to prove that any two senses are coextensive» schreibt unser Kronzeuge Ullmann (1963 S. 108), der gleich im Anschluß daran sein Prüfverfahren für Synonymenanwärter formuliert: «Only those words can be described as synonymous which can replace each other in any given context, without the slightest alteration either in cognitive or in emotive import» (Hervorhebung von uns). Solche «strengen» Synonyme existierten nun allenfalls in Sonder-sprachen, etwa in der Terminologie der exakten Wissenschaften, wo eindeutig Referenzidentität vorliegt und die Konnotation keine Rolle spielt oder undifferenziert ist wie innerhalb einer Gruppe argotischer Synonyme eines gemeinsprachlichen Wortes; man vergleiche hier auch das Beispiel sp. *cacahuetes/maníes* für perfekte begriffliche Synonymie in Baldinger (1970 S. 216, 229). Der Lehrsatz von der Nichtexistenz «echter» Synonyme hat sich weit-hin durchgesetzt und wird auch innerhalb der strukturellen Semantik ver-treten, z. B. in Geckeler (1971)²⁴. Es soll hier auch seine Richtigkeit nicht be-stritten werden, aber allein schon angesichts der ungeminderten, ja verstärk-ten Aufmerksamkeit, die der Synonymierelation – was immer man darunter verstehen mag – in der semantischen Diskussion zuteil wird²⁵, regen sich Zweifel, ob hier nicht auf eine schief gestellte Frage eine zwangsläufig un-befriedigende Antwort gegeben wird.

12. Zudem lassen sich gegen den oben zitierten Synonymietest zwei grund-sätzliche Einwände erheben:

1. Er unterstellt stillschweigend, die Distribution zweier Lexeme sei äquivalent mit ihrem (kognitiven und emotiven) Inhalt dergestalt, daß zwei Wörter mit gleichem «sense» auch dieselbe Distribution haben und umge-kehrt bei unterschiedlicher Distribution auch inhaltliche Unterschiede auf-weisen müßten. Dies ist in eklatanter Weise unzutreffend. Gerade in einer Sprache wie dem Französischen mit seinen zahlreichen festen Konsoziationen, *clichés lexicaux* bei Bally (1970 S. 70), wird die Kombinationsfähigkeit

²³ Für «Synonymie» gebraucht Wandruszka den Terminus «Polymorphie».

²⁴ Geckeler (1971) S. 130, 446–449, mit weiteren Literaturangaben.

²⁵ Vgl. Brekle (1972) S. 90: «In der neueren und neuesten Sprachwissenschaft wird . . . fast ausschließlich mit dem strikten Synonymiebegriff operiert.»

etwa eines Adjektivs oder Adverbs mit einem bestimmten Nomen oft weitgehend durch die Norm des *usage* festgelegt wie etwa in Ballys Beispiel *gravement* vs. *grèvement*, die beide weder vor *malade* noch vor *blesé* austauschbar sind. Im Sinne des Ullmannschen Synonymietests müßte man von «echten» Synonymen wohl gar noch fordern, daß sie in allen ihnen zugänglichen Umgebungen in gleichem Grade gebräuchlich sind, da sie sich sonst eo ipso durch unterschiedliche stilistische Wertigkeit unterscheiden müßten.

Insbesondere wenn man sich die von E. Coseriu eingeführte dreifache Gliederung der Sprache zu eigen macht²⁶, wird man mit ihm herausstellen müssen, daß nur auf der Ebene des *Systems* der Wortschatz in systematischer Weise strukturiert ist, nicht aber auf dem Niveau der *Norm* oder der *Rede*, wohin zweifellos Kontextrestriktionen der eben erwähnten Art und teils auch die Konnotation («emotive import») gehören.

2. Das von Ullmann formulierte Prüfverfahren für Synonymie unterstellt ferner, daß die kognitive/emotive Gleichheit oder Ungleichheit zweier beliebiger Äußerungen (Kontexte) ohne weiteres beobachtbar, also der direkten Intuition zugänglich sei. Auch dies scheint in keiner Weise evident; man entscheide etwa unter diesem Gesichtspunkt über die Äquivalenz von *L'insigne scienziato mi disse che...* und *L'eminente scienziato mi disse che...*, ja es ist eine solche Entscheidung überhaupt nicht verifizierbar, solange nicht wiederum der Begriff «inhaltliche Gleichheit zweier Äußerungen» in einer praktikablen Weise definiert wird. In jedem Falle müßte die Synonymierelation, gleich mit welchem Epithet man sie spezifiziert, ebenso wie die Methoden ihrer Ermittlung, im Rahmen des Dreiecksmodells nicht distributionell, sondern in Termini des «sense» definiert werden, etwa als intensive Gleichheit.

Diese beiden Einwände gelten natürlich auch für die Relation zwischen bedeutungsähnlichen Wörtern («homonims», alias «Parasynonyme», «Synonyme im weiteren Sinn»), die bei Ullmann dadurch definiert sind, daß sie «coextensive»²⁷, aber nur in bestimmten Umgebungen frei austauschbar seien.

13. Nicht weniger unvollkommen gelöst als die Synonymenfrage ist auch das Problem der Mehrfachbedeutung in der klassischen Semantik, beruht dabei doch die Unterscheidung von Polysemie und Homonymie allein auf dem impressionistischen Urteil des Sprachbewußtseins, das entscheiden soll, ob zwischen zwei Sememen einer lexikalischen Form noch eine Verwandtschaft oder ein Motivationszusammenhang besteht (Polysemie) oder ob sie, als

²⁶ Z. B. in Coseriu (1973) S. 41–48; zur Synonymie und Norm speziell S. 46.

²⁷ Der Terminus *coextensive*, den wir als «extensionsgleich» oder «referenzidentisch» auffassen, wird bei Ullmann offenbar nirgends ausdrücklich definiert und zudem unklarerweise auf «sense» bezogen (vgl. Zitat in § 11 dieser Arbeit). In der deutschen Übersetzung von S. Koopmann (Berlin 1967 S. 102) wird *coextensive* mit «kongruent» wiedergegeben.

beziehungslos empfunden, zwei verschiedene *signifiés* und damit zwei verschiedene Wörter darstellen²⁸. Ullmann betont selbst: «Assez souvent on a lieu de se demander s'il s'agit d'un seul mot ou de deux... En dernière analyse, c'est là une question de motivation sémantique; et, comme toute motivation, c'est un facteur instable et subjectif: Les réactions des usagers varieront selon leurs connaissances et leur conscience linguistique»²⁹.

Beide der traditionellen Semantik bekannten lexikalischen Relationen, sowohl Mehrfachbedeutung wie Mehrfachbezeichnung, stehen im übrigen in engem Zusammenhang mit der Beschreibung von Gegensatzrelationen und werden uns im weiteren noch beschäftigen (§§ 106–120).

14. Schließlich scheint uns noch ein weiterer Vorwurf, der nur vordergründig rein pragmatischer Natur ist, an die Adresse der «klassischen» Semantik zu richten: ihre «analytische» Definition der Bedeutung und die übrigen Grundbegriffe ihrer Theorie sind wenig ergiebig für die deskriptive Anwendung in der Lexikologie oder Lexikographie einzelner Sprachen. Sie richtet ihr Hauptaugenmerk auf Fragen der Definition («Was ist eigentlich...?») und der Modellbildung; zur kurz kommt demgegenüber die Frage nach der Umsetzbarkeit solcher Distinktionen und Begriffe in die Praxis der Wortschatzbeschreibung, ja es wird von ihr selbst immer wieder betont, daß die von ihr angebotenen Definitionen und Kriterien im Grenzfall versagen: fließende, nur willkürlich fixierbare Grenzen bestehen zwischen kognitivem und emotivem Sinn, zwischen Synonymie und Homonymie, Polysemie und Homonymie, und über allem schwebt die *vagueness and complexity* (Ullmann 1963 S. 92) des «Sinns».

15. Auch diese Unergiebigkeit für die deskriptive Anwendung scheint uns nicht allein dadurch bedingt zu sein, daß die «klassische» Semantik diesem Aspekt bisher zu wenig Beachtung geschenkt hätte (was sicher der Fall ist), sondern in letzter Instanz wiederum durch ihr Zeichenmodell und ihre Inhaltsdefinition selbst, die eher ein Modell der lexikalischen Performanz liefern als eines des sprachlichen Zeichens selbst: «Meaning is a reciprocal relation between name and sense, which enables them to call up one another» (Ullmann 1963 S. 70). Die dadurch bedingte Unterscheidung des Dreiecksmodells von «Bedeutung» als Relation zwischen «Name» und «Sinn» selbst ist für die Deskription uninteressant, denn was die Lexikologie zu beschreiben hat, ist doch wieder allein der individuelle «Sinn» der Wörter und nicht deren Bedeutungsrelation, die ja in allen Wörtern auf dieselbe

²⁸ Vgl. Ullmann (1963) S. 63: «No connection is felt here between two or more homophones...»

²⁹ Ullmann (1969) S. 222f.; ähnlich (1963) S. 114f., 127f.

Allerdings gebührt Ullmann das Verdienst, gezeigt zu haben, daß die Unterscheidung von Polysemie und Homonymie nur auf der deskriptiven Ebene sinnvoll ist und daher auf keinen Fall, wie vielfach üblich, nach dem Kriterium des gemeinsamen Etymons entschieden werden kann.

Weise funktioniert. Konsequenterweise wäre also die Psychologie und nicht die Sprachwissenschaft für die Analyse jener Sinn-Engramme zuständig; in Wirklichkeit operiert natürlich Ullmanns Semantik sehr wohl mit Aussagen über Wortinhalte, wenn auch auf subjektiver, «extra-theoretischer» Basis.

2. Wortinhaltsbegriff und strukturelle Prinzipien der neueren Semantik

16. Der wesentliche Unterschied zwischen der im Vorausgegangenen diskutierten «klassischen» Semantik und der «neueren» Semantik gleich welcher Prägung scheint uns im Status des Zeicheninhalts selbst zu liegen. Im Dreiecksmodell existieren Wortkörper, Sinn und außersprachliche Referenten, auch wenn sie unterschiedlich lokalisiert sind, grundsätzlich in gleicher Weise als unmittelbar der Untersuchung vorgegebene Größen; der Wortinhalt hat dort also einen Status, den man ontologisch nennen könnte. Diesen Status erkennt die neuere Semantik nur dem Zeichen als Ganzem einerseits und dem oder den Referenten andererseits zu, während der Zeicheninhalt für sie eine nicht mehr sprachliche, sondern metasprachliche Größe ist, definiert als die Beschreibung der Funktionen oder «Gebrauchsbedingungen» (Leisi³⁰) oder «Semstruktur» (Hilty³¹) eines Zeichens³². Von da aus muß die Frage

³⁰ Vgl. Leisi (1971) S. 17ff.

³¹ Vgl. Hilty (1971); Brekle (1972) S. 55: «Wir wollen als Bedeutung eines sprachlichen Zeichens ... verstehen ... eine Menge begrifflicher Merkmale, die in ihrer jeweiligen besonderen Strukturierung die Bedeutung eines Zeichens ausmachen.»

³² Damit erscheint auch der traditionelle Begriff der «Plastizität» (*imprécision, vagueness*) des Sinns unter einem anderen Licht: Die Beschreibung des Wortinhaltes kann nur auf Regularitäten und Konstanten des Gebrauchs beruhen und sie sollte wie jede wissenschaftliche Beschreibung so eindeutig und scharf umrissen wie möglich sein. Dies hat nichts damit zu tun, daß die Beschreibung ggf. weitgefaßt, d. h. abstrakt genug sein muß, um die Anwendbarkeit eines Wortes auf oft sehr divergente Denotata in Abhängigkeit vom sprachlichen und außersprachlichen Kontext widerzuspiegeln. Dem entspricht etwa die von Brekle (1963) getroffene Unterscheidung von Gebrauchsbedingung (im Sprechakt) und Gebrauchsbedingungstypus (im System) als den allen Sprechakten zugrundeliegenden konstanten Bedingungen. Allerdings läßt diese Dichotomie keinen Platz für Gebrauchsbedingungen, die zwar nicht in allen, aber einem (bestimmbaren) Teil der Sprechakte regelmäßig gelten, etwa in bestimmten Kontexten eines Wortes, und die zusammen mit der Abgrenzung ihres Geltungsbereichs u. E. ebenso zum Wortinhalt gehören. Der «minimalistischen» Konzeption des Inhalts bei Brekle als Schnittmenge der Gebrauchsbedingungen in den einzelnen Redakten steht die «maximalistische» etwa in Schmidt (1967) gegenüber, wonach die lexikalische (System-)Bedeutung verstanden wird als «das Gefüge aller semantischen Möglichkeiten, die im Kontext realisierbar sind» (Wiegand 1974 S. 725). Danach müßte der Inhalt außer der Deskription der Regularitäten des Gebrauchs in vielen Fällen auch eine Auflistung spezieller und isolierter Redebedeutungen enthalten, die sich in kein «Gefüge» bringen lassen; Inhalt wäre also hier die Vereinigungsmenge aller Gebrauchsweisen.

nach den Methoden der semantischen Beschreibung und deren Formulierung eine zentrale Stellung einnehmen, ganz im Gegensatz zur ‹klassischen› Semantik, für die ‹Anwendung› nicht viel mehr bedeutet als «... to provide ... an orderly and flexible framework for the classification of semantic phenomena, synchronic as well as historical»³³.

17. Über Status und Definition des Wortinhalts hinaus (im folgenden soll dieser Terminus stets in dem eben erläuterten Sinn gebraucht werden) lassen sich noch drei weitere Grundideen und Ansätze der neueren Semantik nennen, die unseres Erachtens entscheidende Voraussetzungen für die empirische Beschäftigung mit lexikalischen Relationen schufen und auch heute noch darstellen. Es sind dies das Prinzip der ‹Wechselbestimmtheit› der Wortinhalte, die phonologische Methode der Merkmalsanalyse durch Minimalpaarbildung und die sogenannte differentielle Inhaltsbestimmung.

18. Das Prinzip der Wechselbestimmtheit der Inhalte wurde in expliziter Weise zuerst von Jost Trier in seiner Theorie des sprachlichen Feldes artikuliert und seither zur Genüge um- und neuformuliert und diskutiert³⁴. Viele und gewichtige Einwände gegen die Lehre vom sprachlichen Feld, so wie sie von Trier und Weisgerber entwickelt wurde, haben mittlerweile die ‹inhaltsbezogene Sprachforschung› veranlaßt, die meisten der von G. Kandler³⁵ prägnant formulierten Prinzipien (Prinzip der Ganzheit, der Geordnetheit, der Vollständigkeit, der Wohlgeschiedenheit und der Lückenlosigkeit) mehr oder weniger weit zurückzunehmen oder zu modifizieren³⁶. Trotzdem scheint sich außerhalb der Schule der Sprachinhaltsforschung weitgehend die Erkenntnis durchgesetzt zu haben, daß die eigentliche Grundidee des Feldes als einer durch seine innere Struktur klar vom übrigen Wortschatz bzw. von anderen Feldern abgegrenzten Gruppe von Lexemen mit dem empirischen Befund nicht in Einklang steht. Man darf heute wohl das Feldmodell Triers und Weisgerbers kennzeichnen als einen genialen Wurf, der aber um einiges über das Ziel hinausgegangen ist. Nichtsdestoweniger hat die Feldlehre – wissenschaftsgeschichtlich gesehen – bahnbrechend für jede Art von systematischer Erforschung des Wortschatzes gewirkt, und darüber hinaus hat besonders Trier das Verdienst, als erster das bei Saussure (auf den er sich

³³ Ullmann (1963) S. 304.

³⁴ Vgl. dazu Geckeler (1971) S. 120f.; Ullmann (1963) S. 157: «a ... lexical sphere where the significance of each unit was determined by its neighbours, with their semantic areas reciprocally limiting one another ...»

³⁵ G. Kandler, ‹Die ‹Lücke› im sprachlichen Weltbild. Zur Synthese von ‹Psychologismus› und ‹Soziologismus›», in: *Festschrift für Leo Weisgerber*, Düsseldorf 1959, S. 256–270. Zur Kritik an der Feldlehre konsultiere man den instruktiven Überblick in Geckeler (1971) S. 115–167.

³⁶ Vgl. zuletzt Gipper-Schwarz 1962ff.), speziell die 12 Thesen zur Feldlehre S. LXIV–LXVI.

beruft³⁷) in nuce vorhandene Prinzip der wechselseitigen Abgrenzung der Wortinhalte nachdrücklich und in seiner vollen Konsequenz dargelegt zu haben. Die Erkenntnis, daß Relationen zwischen Lexemen zwar nicht deren individuellen Inhalt insgesamt ausmachen, aber doch als integrale Bestandteile zu ihnen gehören, ist zwar bei der Inhaltsbeschreibung von Abstrakta, z. B. dem von Trier so genannten «menschekundlichen Wortschatz» von besonderer Wichtigkeit, sie gilt aber, wie oben (§ 7f.) bereits angedeutet, auch für Konkreta. Diese mögen, da mit eidetischen Vorstellungen leichter verbindbar, durchaus eine gewisse psychische Autonomie als «Engramme» im Sinne Ullmanns besitzen; entscheidend ist aber, daß ihre inhaltliche Definition nie rein referentieller Natur, gewissermaßen autark, sein kann, ebensowenig wie die vielzitierte Zeigdefinition³⁸ des Typs «Dies ist ein X» (begleitet von einer entsprechenden Gebärde) etwas darüber aussagt, welche Objekte außer dem gezeigten noch der Klasse X angehören, oder mit anderen Worten, welche Merkmale, die der Betrachter am gezeigten Objekt auszumachen glaubt, für dessen Bezeichnung als ein X von Belang sind und welche nicht³⁹.

19. Auch ein der deutschen Sprachinhaltsforschung sehr unbefangenen gegenüberstehender Linguist moderner Ausrichtung wie John Lyons hat bei aller Kritik an gewissen Punkten ihrer Doktrin (etwa Weisgerbers «sprachlicher Zwischenwelt»), die Bedeutung und die Fruchtbarkeit des von ihm als Triers Hauptthese angesehenen Prinzips der Wechselbestimmtheit anerkannt⁴⁰. Lyons eigene Darstellung des Wortfeldes um gr. τέχνη, ἐπιστήμη, σοφία in den Platonischen Schriften greift ja geradezu programmatisch Triers *Sinnbezirk des Verstandes* wieder auf. Lyons selbst betrachtet als einen der theoretischen Hauptpunkte seiner eigenen Semantiktheorie die (aus den Defini-

³⁷ Vgl. J. Trier, «*Deutsche Bedeutungsforschung*», in: *Festschrift für Otto Behagel*, Heidelberg 1934 S. 174: «Der Gedanke der sich ausgliedernden Ganzheit – Humboldt vertraut, uns Heutigen aber erst durch de Saussure wieder zurückgewonnen – ist recht eigentlich derjenige, welcher an die Stelle des Bedeutungsbegriffs als Führer der Wortforschung getreten ist oder noch treten muß.»

³⁸ Zur Zeigdefinition vgl. Leisi (1971) S. 21; Lyons (1969) S. 409f.

³⁹ Weinreich (1967) S. 31 führt dazu folgendes Beispiel an: «To be effective, ostensive definition must produce not only positive instances of denotata, but also negative counterinstances . . . Thus, a single swatch of red does not yield a sufficient ostensive definition of *red*: the limits of the meaning must be established by showing various kinds of red and also samples of what is similar to red but not red.» Im Falle des Fremdsprachenerwerbs scheint die Brauchbarkeit der Zeigdefinition noch von der zusätzlichen Bedingung abzuhängen, daß zwischen Ausgangs- und Fremdsprache im Einzelfall semantische Isomorphie besteht, da sonst mit negativem Transfer zu rechnen ist.

⁴⁰ Vgl.: «Trier's main thesis is: «Die Geltung eines Wortes wird erst erkannt, wenn man sie gegen die Geltung der benachbarten und opponierenden Worte abgrenzt. Nur als Teil des Ganzen hat es Sinn: denn nur im Feld gibt es Bedeutung.» (1963 S. 48).

tionsverfahren der modernen Logik hergeleitete) methodologische Priorität der Inhaltsrelationen vor dem Inhalt selbst, der sich nach ihm zumindest teilweise nur in Termini von Relationen beschreiben läßt: «The sense of a lexical item may be defined to be, not only dependent upon, but identical with, the set of relations which hold between the item in question and other items in the same lexical system»⁴¹.

20. Daß die Phonologie, insbesondere in ihrer durch Trubetzkoy und die Prager Schule geschaffenen Ausprägung, geradezu als die Mutter aller strukturellen Sprachwissenschaft angesehen werden kann, dürfte unumstritten sein. Diese ihre Bedeutung beruht zum einen darauf, daß sie zum erstenmal einen Teilbereich der Sprache als streng strukturiertes System relationeller Einheiten darzustellen vermochte; die Faszination, die von ihrem Modell der lautlichen Ebene ausging, mußte fast zwangsläufig zu dem Versuch anspornen, in ähnlicher Weise den Systemcharakter anderer Ebenen und Bereiche der Sprache, auch des Wortschatzes, aufzuzeigen. Wichtiger noch als diese allgemeine Wirkung ist der Umstand, daß die Phonologie für die Bestimmung jener Systeme und Strukturen eine *Methode* entwickelt hat, die sich auf die «deuxième articulation du langage», also die Ebene der Zeichen übertragen läßt. Diese Methode beruht im wesentlichen zum einen auf der Bildung von Minimalpaaren (*vire vs. frire, doute vs. route*), die zur Identifizierung und Inventarisierung der Einheiten des Systems führt, zum anderen aber, unter Einbeziehung der phonischen Substanz, zur Analyse des einzelnen Phonems als einer charakteristischen Kombination distinktiver Merkmale (z. B. «Stimmhaftigkeit», «Nasalität», oder auch «kompakt», «akut» in der binaristischen Terminologie), auf denen letztlich die bedeutungsunterscheidende Funktion der Phoneme beruht, und die wiederum durch Minimalpaarbildung, diesmal nicht auf Zeichen-, sondern auf Lautebene ermittelt werden: das deutsche Phonem /k/ opponiert mit /x/ durch seine Verschlussbildung, mit /ŋ/ durch seine Nicht-Nasalität, mit /g/ durch seine Stimmlosigkeit und mit /t/, /p/ durch die Beteiligung des Zungenrückens⁴².

21. Die Anwendbarkeit eines solchen Verfahrens auf den Wortschatz wurde zuerst von Louis Hjelmslev mit seinen «Inhaltsfiguren» demonstriert. Wenn auch Hjelmslev damit viel weiterreichende als nur methodologische Ziele verfolgt – ihm geht es grundsätzlich darum, als Voraussetzung einer strukturellen Semantik die unbegrenzte Zahl der lexikalischen Einheiten natürlicher Sprachen auf ein endliches System von Invarianten zu reduzieren⁴³ –

⁴¹ Lyons (1969) S. 443; vgl. auch S. 427f.; (1963) S. 57–59. Der Klarheit halber muß hinzugefügt werden, daß nach Lyons «meaning» als kommunikativer Gehalt eines Lexems im jeweiligen Kontext beschreibbar ist als die Summe aus Referenz und «sense».

⁴² Beispiel aus Trubetzkoy (1967) S. 59f.

⁴³ Vgl. Hjelmslev (1959). Die im Text aufgeführten Beispiele aus *Prolegomena to a Theory of Language*, Madison 1963 S. 70.

zeigen seine Beispiele doch klar, daß auch im Wortschatz eine Minimalpaarbildung möglich ist und es erlaubt, begrifflich faßbare distinktive Züge (Seme) zu isolieren. Wenn in Hjelmslevs Beispielen engl. *ram*, *stallion*, *boy* das distinktive Merkmal <male> erhalten (auch nach traditioneller lexikographischer Vorstellung), so ist das nur aus dem Vergleich dieser Wörter mit *ewe*, *mare*, *girl* möglich; rein referentiell würde man etwa bei *ram* <Widder> ganz andere Merkmale erwarten können wie z. B. Gehörn oder Körperbau, die sich jedoch auf der Ebene der Sprache (weitgehend auch für die Praxis des Schäfers) als irrelevant erweisen.

In neuerer Zeit hat vor allem Coseriu (ab 1964) die fundamentale Abhängigkeit jeder strukturellen Semantik von der Methode der phonologischen Analyse herausgestellt⁴⁴.

22. Das letzte der drei oben genannten Prinzipien, nämlich das der differentiellen Inhaltsbestimmung, steckt die Grenzen einer strukturellen Beschreibung ab, die nur in Ausnahmefällen Wortinhalte als ausschließlich aus distinktiven Zügen bestehend bestimmen kann. Dies scheint etwa bei (*un visage*) *beau* zuzutreffen, dessen Seme <Bewertung>, <positiv>, <sinnlich-aesthetisch> wohl durch den Vergleich mit z. B. *long* (nicht wertend), *laid* (negativ wertend), *bon* (ethisch wertend), in keinem Fall aber referentiell, also durch den Verweis auf Objekte, die dem Linguisten als Verkörperung der Schönheit erscheinen mögen, bestimmbar ist⁴⁵.

Im Regelfall aber, nicht zuletzt auch beim gegensatzfähigen Teil des Wortschatzes, lassen sich Wortinhalte nur zum Teil differentiell bestimmen oder andersherum ausgedrückt, «Die Bedeutung wird nicht in ihrer Ganzheit bestimmt, sondern man beschränkt sich darauf, die Unterschiede, d. h. das Differentielle der Bedeutungen zu untersuchen und es zu formulieren»⁴⁶. So läßt sich, um auf Hjelmslevs Beispiel zurückzugreifen, der Inhalt von lat. *aries* nur unvollständig durch das Merkmal <männlich> und die Hyponymie-relation etwa zu *pecus*, *animal* festlegen; das Klassenmerkmal (<*ovinus*>, <*bovinus*> etc.) muß referentiell ausgefüllt werden.

23. Abgesehen davon aber, daß auch aus der anwendungsbezogenen Sicht des durchschnittlichen Sprachbenutzers oder des Lexikographen eine zwar partielle, dafür aber richtige und präzise Beschreibung der Gebrauchsbedin-

⁴⁴ Vgl. Coseriu (1964) S. 149f.: «Le premier problème – et, pour ainsi dire, la «question préjudicielle», de la sémantique ... structurale est ... celui de l'existence même de structures lexicales de contenu, analogues aux structures phonologiques et grammaticales ...»; «... l'épreuve de la commutation doit être appliquée également aux rapports lexicaux, non pas pour y identifier les unités, qui y sont données, mais pour établir les traits distinctifs qui les caractérisent» (S. 157).

⁴⁵ Vgl. dazu Coseriu (1964) S. 149f. Wie wir noch sehen werden, sind innerhalb seines Wortfeldmodells alle Einheiten mit Ausnahme des ihnen gemeinsamen Merkmals («Archilexem») differentiell definiert.

⁴⁶ Geckeler (1971) S. 69. Vgl. auch Apresjan (1972) S. 245 sowie unsere Anm. 41.